

Die Bilder der Wissenschaft verändern sich Zwischen Wissensproduktion und Wissensvermittlung

Von Helga Nowotny*

Die Wissenschaft hat längst ihre disziplinären Grenzen überschritten. Die Produktion von Wissen findet nicht mehr nur in den Instituten statt. Geprägt ist die Wissensproduktion zunehmend vom Kontext ihrer Anwendung. Sowohl die Industrie wie auch die Wissenschaftspolitik haben Einfluss auf die Arbeit der Forschenden. Die Wissenschaft sieht sich zunehmend dazu veranlasst, ihr Tun zu rechtfertigen, womit sich die Bilder, die die Öffentlichkeit von der Wissenschaft hat, verändern.

Seit mehr als einer Dekade veranstalten viele europäische Länder alljährlich «Wochen» oder «Feste der Wissenschaft und Technik» – erstmals findet nun in diesem Jahr «Science en Fête» unter dem Titel «Science et Cité» auch in der Schweiz statt. Veranstaltungen dieser Art sind Anlass für die Wissenschaft, sich in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Sie verstehen sich als Einladung, insbesondere an die Jugend, «sich für das Abenteuer Forschung und ihre unaufhaltsamen Fortschritte zu interessieren», wie die Europäische Kommission ihren Wunsch nach einer Sensibilisierung der Öffentlichkeit für Wissenschaft und Technik formuliert.

So lobenswert solch ein festlicher Auftritt in der Öffentlichkeit auch ist, darf darüber nicht vergessen werden, wie dringend notwendig es geworden ist, mit und in der Öffentlichkeit über Wissenschaft zu reden. Festtage unterscheiden sich bewusst vom Alltag, hatten sie doch einst den Zweck, die «heiligen» Zeiten von den «profanen» zu trennen. Was also unterscheidet das Bild der Wissenschaft im Festgewand von dem der Wissenschaft im Alltagskleid?

Neugierde allein genügt nicht mehr

Die unbestreitbaren Errungenschaften von Wissenschaft und Technik – nicht zuletzt in ihrer alles verändernden Wirkung – haben zu ihrer verstärkten Einbettung in die gesellschaftlichen Zusammenhänge geführt, von denen die Wissensproduktion bestimmt wird. Wissenschaftliche Neugierde ist zwar weiterhin eine wichtige Triebfeder, doch die Erwartung ist gross, dass sich

diese früher oder später in jene wirtschaftlichen Wettbewerbsvorteile übertragen lässt, die den Reichtum der Nationen ausmachen. Die Unterscheidung zwischen «reiner» und angewandter Forschung wird dann schwieriger, wenn bereits im Stadium der Grundlagenforschung mögliche spätere technische Anwendungen das Interesse der Forschenden, aber auch das der Wissenschaftspolitik und Industrie mit bestimmen. Die Wissensproduktion hat längst ihre disziplinären Grenzen überall dort überschritten, wo es gilt, Probleme im Kontext ihrer Anwendung zu lösen.

Die historisch gewachsenen Territorien der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen erinnern heute an jene der Nationalstaaten – beide werden durch einen kräftigen Globalisierungsschub unterwandert. Die institutionellen und disziplinären Grenzen, in denen Wissen produziert wird, sind ebenso durchlässig geworden wie jene der Staaten. Transnationale Bewegungen von Kapital, Wissen und Information, von Menschen, die deren Träger sind, und von neuen Formen der Forschungsorganisation breiten sich jenseits der «wissenschaftlichen Moderne» aus. Die Orte, an denen Wissensproduktion heute stattfindet, sind über die ganze Gesellschaft, ja zunehmend über die gesamte Welt verteilt. Dadurch wird Wissensproduktion gleichzeitig zu einem globalen und zu einem lokalen Phänomen. Sie ist heterogen, ihre wissenschaftlichen Praktiken und Ziele sind von Vielfalt gekennzeichnet. Was die Wissensproduktion zunehmend prägt, ist der jeweilige Kontext der Anwendung.

Globales Wissen

Diese gegenwärtige Bestandsaufnahme, wo und wie Wissensproduktion heute stattfindet, hat freilich wenig mit jenem Bild gemeinsam, wie

Wissenschaft sich nach wie vor in der Öffentlichkeit präsentiert. Nämlich als wissenschaftliches Wissen, das losgelöst vom Kontext gilt, daher universell und nicht lokal ist sowie meist über allen partikularen Interessen steht. Dieses Bild ist historisch gewachsen. Es verdankt sich dem Streben nach Wahrheit und den beträchtlichen Anstrengungen, die notwendig waren, um den Illusionen der Sinne, den allzu menschlichen Leidenschaften und subjektiv gefärbten Interessen jenes Mass an Objektivität entgegenzusetzen, das unabdingbar war, um Wissen «verlässlich» zu machen. Heute bedarf dieses Bild der dringenden Anpassung an eine veränderte Praxis.

Wissenschaft und Technik sind in eine neue Phase eingetreten, die nicht mehr ausschliesslich vom Universalitätsprinzip der Moderne angetrieben wird. Sie erschöpft sich nicht in der Verfolgung eines einzigen Ziels mit methodisch vielfältigen Mitteln. Sie kann nicht mehr den Anspruch erheben, die gesamte menschliche Existenz unter ihren Erklärungsanspruch zu subsumieren. Die Kultur der wissenschaftlichen Autonomie ist einer Kultur der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Rechtfertigung gewichen.

Widerspruch

Es sind die unbestreitbaren Erfolge von Wissenschaft und Technik sowie ihre historisch einmalige Fähigkeit, Neues – und somit unablässig Veränderliches – hervorzubringen, die den Alltag des wissenschaftlichen Arbeitens und unser aller Alltag bestimmen. Diese Dynamik der Veränderungen ist es, die heute auf Wissenschaft und Technik selbst zurückwirkt und eine Neuordnung des Verhältnisses zur Öffentlichkeit erzwingt. Ein Blick auf die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts muss nicht nur den erweiterten gesellschaftlichen Kontext einschliessen, sondern damit rechnen, dass dieser Kontext der Wissenschaft unablässig widersprechen wird. «Über Wissenschaft lässt sich reden», lautet der scheinbar unschuldige Wahlspruch, durch den die Diskussion mit der Öffentlichkeit eingeleitet werden soll. Im Reden über Wissenschaft werden Forderungen laut, die darauf abzielen, die Erkenntnisse und Ergebnisse,

aber auch die Vielzahl der Produkte und Lebensstile, die daran geknüpft sind, für die Gesellschaft zu öffnen und zum Gegenstand von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen zu machen.

Die Bilder der Wissenschaft in der Öffentlichkeit sind daher teils abstrakter, teils sehr konkreter Art. Die abstrakten Bilder spiegeln gewissermassen die offiziellen Leitbilder wider – und wie alle Leitbilder bedürfen sie der ständigen Konfrontation mit der täglichen Praxis. Die konkreten Bilder hingegen sind voll von Inhalten, die von anderen Widersprüchen gezeichnet sind. Diese entstehen durch unterschiedliche Wissensstände und Interessen. Sie werden durch die Medien und den diesen innewohnenden Spielregeln gefiltert, jedoch zunehmend auch selektiv mit Hilfe der neuen Informations- und Kommunikationstechnologie selbst erworben, ausgetauscht, und weiterentwickelt. Empirische Untersuchungen belegen, dass dort, wo Betroffenheit vorherrscht, das Interesse und die Fähigkeit von Laien, sich Wissen anzueignen, gross sind. Andere Untersuchungen zeigen, dass dort, wo wissenschaftliche Unsicherheiten im Rahmen eines neuen, reflexiven Wissenschaftsbildes präsentiert werden, das die Grenzen des Wissens benennt, die Glaubwürdigkeit der Wissenschaft steigt.

Letzte Bastion der «Hochkultur»

Fügt man all diese Bilder zu einem Gesamtbild zusammen, so kann dieses nur ein pluralistisches und reflexives sein. Das Bild einer pluralistischen Wissenschaft erlaubt es, sie wieder als Bestandteil unserer Kultur anzusehen. Gegenwärtig ist Wissenschaft allerdings die letzte Bastion einer Kultur, die ausschliesslich als «Hochkultur» existiert. In allen anderen Bereichen vermischen sich die Formen des kulturellen Ausdrucks der Eliten in kreativer und lustvoller Weise mit der jeweiligen Populärkultur. Ein Fest der Wissenschaft, in dem die Hochkultur sich nach aussen hin öffnet, könnte zum Auftakt werden, entlang den vielfältigen und heterogenen Pfaden, die von der Wissensproduktion bereits quer über die ganze Gesellschaft gelegt wurden, Hybridformen einer neuen kulturellen Vermischung zu erproben.

Einladung zu einem Kantengang

«Kulturwissenschaften» – zur Diskussion über eine Modernisierungsformel

In der Debatte über die Geisteswissenschaften wird deren «kulturwissenschaftliche» Neuorientierung gefordert. Damit soll unter anderem der Bezug zu gesellschaftlichen Fragen verstärkt werden. Das Modewort ist von weitreichender Bedeutung.

stü. Äusserste Vorsicht oder gar deutliche Kritik prägen den Ton in den Feuilletons, wenn von «Kulturwissenschaften» die Rede ist. Grund des Misstrauens mag der Umstand sein, dass der Begriff im deutschen Sprachraum geradezu eine Blitzkarriere hinter sich hat. Mittlerweile wird eine grosse Zahl von Gastdozenturen, Vorträgen, Tagungen, werden ganze Studienrichtungen, Forschungszentren und universitäre Bereiche den «Kulturwissenschaften» gewidmet oder einfach mit dem entsprechenden Attribut versehen. Stehen die herkömmlichen Geisteswissenschaften und verwandte sozialwissenschaftliche Fächer wie die Ethnologie, in deren Domänen sich die einschlägigen Aktivitäten bewegen, vor der Ablösung durch einen neuen Wissenstyp? Erleben sie eine Modeströmung, die es nur auszusitzen gilt? Oder sind sie gezwungen, einen Abwehrkampf gegen wissenschaftsfremde Kräfte zu führen, die mit dem neuen Etikett versuchen, das Verständnis des Schönen, die Erinnerung des Vergangenen, Erzählungen über das Gute zu vereinnahmen?

Für jede Einschätzung liesse sich ein Verfechter finden, eine Darstellung des Meinungsstreits wäre endlos. Ergiebiger scheint die Frage zu sein, für welche Entwicklung innerhalb dieser Wissenschaften und in ihrem sozialen und politischen Kontext der Streit ein Symptom sein könnte. Was verheisst die Diskussion also für jene Gruppe historischer, philologischer, philosophischer und sozialwissenschaftlicher Disziplinen, die vom Verdacht, wenig gesellschaftlichen Nutzen zu erbringen, stets am hartnäckigsten verfolgt wurden – und die andererseits einen Boom erleben müssten, führt man sich vor Augen, wie Unternehmen, Politik und Gesellschaft plötzlich auf die Bedeutung von «Kultur» aufmerksam geworden sind. Man spricht von Unternehmens-, Gesprächs-, Führungs-, Verwaltungs-, Sozio-, Sub-, Polit-, Medien-, Event-, Streit- und Leitkultur, zudem von Kulturarbeit, Kulturmanagement und sogar von Kulturhauptstädten. Eine Auskunfts- und Ratgeberrolle von «Kulturwissenschaften» scheint da vorgezeichnet.

Der Ruf nach einer «kulturwissenschaftlichen» Neuorientierung der Geisteswissenschaften gewann in der Schweiz an Brisanz, als der Begriff in den Berichten einer internationalen Expertenkommission auftauchte, die vom damaligen Wissenschaftsrat und von der Akademie für Geistes- und Sozialwissenschaften zur Evaluation dieses wissenschaftlichen Bereichs eingeladen worden war. Er fand in der Folge auch Eingang in die entsprechenden Empfehlungen des Wissenschaftsrats.

Zwar standen strukturelle Probleme wie die fachliche und institutionelle Fragmentierung der Forschungslandschaft und die prekäre Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Vordergrund. Das Gremium empfahl jedoch auch «kulturwissenschaftliche» Forschung, worunter man die Berücksichtigung sozialer Kontexte symbolischer Phänomene, die Anwendung auch empirischer Methoden, die interdisziplinäre Zusammenarbeit und die Beschäftigung mit Fragen verstand, die gesellschaftlich drängend und für die Schweiz von besonderer Bedeutung sind.

Das Konzept verband damit forschungs- und hochschulpolitische Forderungen des Tages mit einer Einmischung in die Diskussion über Gegenstand und Methoden der Geisteswissenschaften. Dabei favorisierte die Forschungspolitik offensichtlich eine Denkrichtung, die auch im wissenschaftlichen Diskurs bereits jahrelang eine wichtige Rolle gespielt hatte. Für die Schweiz spiegelte eine Tagung in St. Gallen im Jahr 1998 die Entwicklung.¹ Die Gleichsetzung mit den angelsächsischen *cultural studies* erfolgt häufig, ist aber missverständlich. Diese – am Center for Contemporary Cultural Studies in Birmingham ab 1964 entwickelte – Richtung entstand aus der Auseinandersetzung mit marxistischen Ansätzen, wandte sich aber von schematischen Basis-Überbaumodellen zur Beschreibung und Erklärung kultureller Phänomene ab. Methoden der Kontextualisierung künstlerischer Werke, die Aufmerksamkeit für kulturelle «Produktion» auch in wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen und das Verständnis von Kultur als Schauplatz gesellschaftlicher Konflikte sind Beispiele für die Errungenschaften dieses Ansatzes.

Cultural studies sind für aktuelle Ansätze durchaus mitprägend, stellen jedoch keine hinreichende Referenz für das dar, was im deutschen Sprachraum zur Debatte steht. Eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Einführung hat die weiteren historischen und systematischen Dimensionen kulturwissenschaftlichen Denkens kürzlich in prägnanter Form aufgezeigt.² Da gibt es einerseits wissenschaftshistorische Anknüpfungsmöglichkeiten, etwa an das Werk des Philosophen Ernst Cassirer, der mit einer Theorie «symbolischer Formen» im neukantianischen Geist der «kulturellen Logik» von Sprache, Mythen und kognitivem Wissen auf der Spur war. Andererseits steht die Auseinandersetzung mit einer spezifischen deutschen Tradition idealistischen Denkens an. Deren Präferenz für das Geistige, das als Movers kulturellen Aus-

drucks verstanden wird, birgt die Gefahr der Unterschätzung anderer Einflüsse in sich und ist anfällig für den Glauben an den «Mythos von den zwei Kulturen», den Jürgen Mittelstrass in der berühmten Konstanzer «Denkschrift» zu den Geisteswissenschaften von 1991 angeprangert hat. In diesem Mythos werden Natur-, Wirtschafts- und Technikwissenschaften zu Modernisierungsmotoren erklärt, während die Geisteswissenschaften vergangenheitsorientiert Modernisierung lediglich erträglich machen, indem sie den Horizont des Gewesenen anschaulich – und beruhigend – präsent halten.

Herausforderung und Schwierigkeiten von Kulturwissenschaften, die zur Überwindung solcher Dualitäten und damit zur Überwindung der eigenen Verniedlichung ansetzen, werden damit deutlich. Zum einen soll der Kulturbegriff entgrenzt, das heisst aus den Bezirken rein geistiger Tätigkeit herausgelöst werden und zur umfassenden Bezeichnung alles Gemachten, für jedes sinnhafte menschliche Tätigsein gebraucht werden können. Wissenschaftliche Konsequenz davon ist die Ausdehnung auf neue Gegenstandsbereiche, für die als Beispiele die Mentalitätsgeschichte, die Medienforschung, die Geschlechterforschung, aber auch die Entdeckung populärer Ausdrucksformen und die Untersuchung der Bindestrich-Kulturen stehen können. Selbstredend rücken damit Natur- und Technikwissenschaften, ihre Geschichte, ihre Voraussetzungen und Folgen ins Blickfeld. Die Anforderung wird bald zur Überforderung, wenn kulturwissenschaftliche Kompetenz heissen soll, auch über Gentechnologie und Technikfolgen kompetent mitreden zu können.

Zum andern besteht die Gefahr neuen Einheitsdenkens; wenn auch politische, wirtschaftliche, soziale Vorgänge als kulturell geprägte Ereignisse verstanden werden, ist die Versuchung gross, zu Formeln der Weltklärung zu greifen. Wenn der Kulturalismus tiefer in gesellschaftliche Fragestellungen eindringen will als ältere hermeneutische oder philologische Ansätze, wird er sich vor der Annahme hüten müssen, verbindliche «Orientierungswissenschaft» sein zu wollen, auch wenn Politiker dies lauthals fordern.

Kulturwissenschaften, ein Kantengang also. Man kann nicht behaupten, dass die Diskussion in der Schweiz sehr heftig geführt werde. In einer nicht repräsentativen Umfrage des Wissenschafts- und Technologierates zeichneten Fachvertreter allerdings das Bild von zunehmend trans- und interdisziplinär verfahrenen Geisteswissenschaften, ohne aber durchgehend ausdrücklich von einer «kulturwissenschaftlichen» Wende zu sprechen.³ Einzelgespräche mit führenden Vertretern geisteswissenschaftlicher und theologischer Fachgesellschaften der Akademie für Geistes- und

Sozialwissenschaften im gleichen Bericht zeigten, dass die Reserve innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft gegenüber systematisch angelegten Reorientierungsversuchen gross ist. Auf ungelöste Probleme bezüglich der Methodik interdisziplinären Arbeitens und bezüglich der Propädeutik wurde eindringlich hingewiesen.

Zudem sind, wie Umfrage und Gespräche ebenfalls gezeigt haben, einem kulturwissenschaftlichen Aufbruch in der Schweiz enge Grenzen gesetzt, weil finanzielle und institutionelle Voraussetzungen dafür fehlen. Im Verteilungskampf an Universitäten und um die Mittel staatlicher Programmforschung gehen die Geisteswissenschaften nicht selten leer aus. Das wirft die Frage nach angemessenen Förderungsinstrumenten und nach dem Dialog mit der Öffentlichkeit auf. Denn weder am Interesse an den Erkenntnissen fehlt es – was der Ruf etwa nach Aufklärung über geschichtliche Zusammenhänge wieder gezeigt hat –, noch bleibt der Nachwuchs fern. Ein Fünftel der Studierenden an den Hochschulen belegen im Wintersemester 1999/2000 geisteswissenschaftliche Richtungen; ihre Zahl hat seit Mitte der neunziger Jahre um 10 Prozent zugenommen. Insgesamt stagniert hat jedoch die Dotierung des Lehrkörpers. Und um nicht weniger als 20 Prozent abgenommen hat die Zahl der Dokorate. Offenbar werden die Zukunftsaussichten nicht eben als rosig eingeschätzt. Die langfristige Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses bleibt die grösste Herausforderung einer Politik für die Geisteswissenschaften.

«Kulturwissenschaften» – das Modewort steht für einen Wandel sowohl der betroffenen Disziplinen wie auch ihres gesellschaftlichen und politischen Umfeldes. Entsprechend ist die zuständige Akademie tätig geworden; mit Blick auf eine nächste Runde nationaler Forschungsschwerpunkte diskutiert sie Themen wie Eurasien als geopolitisches Konzept, Globalisierung und Macht, Cyberwelt, das «Volkswohl», die Renaissance der Religionen, Lebenswissenschaften und kulturelles Gedächtnis, was ein Vortasten in die Richtung des erwähnten Kantenganges vertritt. Eine Arbeitsgruppe unter dem Direktor des Bundesamtes für Bildung und Wissenschaft wird ihrerseits Förderungsvorschläge ausarbeiten. Spielt etwa der Gedanke an ein nationales «kulturwissenschaftliches» Institut dabei eine Rolle, hat das Etikett schon eine wichtige Aufgabe erfüllt.

¹ Johannes Anderegg / Anna E. Kunz (Hg.): Kulturwissenschaften. Positionen und Perspektiven. Bielefeld 1999

² Hartmut Böhme / Peter Matussek / Lothar Müller: Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will. Reinbek bei Hamburg 2000.

³ Peter Stücheli: «Kulturwissenschaften» in der Schweiz? Orientierungen zur Situation der Geisteswissenschaften und der Theologie im Jahr 2000. Center for Science and Technology Studies (Cest), Bern 2000.